

*Wer nicht über sich selbst spricht,
hat nichts zu sagen.*

Bazon Brock, „Der Barbar als Kulturheld“

*... aber nicht das Ausschöpfen ist Aufgabe der Literatur,
sondern die Konstruktion des Unerschöpflichen ...*
Karl Ove Knausgård, „Kämpfen“

Ich war mies drauf. Aber so was von mies. Im Grunde ist das nicht schlimm. Es macht mir nichts aus. Im Gegenteil. Denn je mieser ich drauf bin, umso mehr geht beim Schreiben. Ja, ich bin Schreiberling. Dichtering. Manche Schreiberlinge nennen sich auch Schriftsteller. Aber das klingt so ... so ... wie soll ich sagen: so angeberisch, so großspurig. Ja, ich hab etliche Bücher verfasst. Genau genommen sind es 32. Dazu gibt's noch über 20 Arbeiten für Hörfunk und Bühne. Für einen 65-Jährigen gar nicht so übel.

So weit. Sonett. Jetzt lag ich wach. Es war Ende August, ein Uhr nachts. 2017. Ich hatte gerade einen Roman abgeschlossen. So eine Geschichte von einem Typen, der gerade verstorben ist, und der seinen Lebensfilm vor seinem inneren Auge ablaufen sieht. Eigentlich könnte ich zufrieden sein. Wieder ein Roman fertig.

Naja. Andererseits: Wieder ein Roman, auf den niemand wartet. Kein Leser, kein Verlag, kein Veranstalter. Ich betitelte den Roman „Liebe stört“. Die Überarbeitung stand an – nur das Übliche: Flüchtigkeitsfehler, verunglückte Formulierungen und so. Ich schob sie auf. Stattdessen begann ich diesen Text. Dazu muss ich sagen, dass mir der ganze Betrieb rund um die Literatur und deren Vermarktung schon ziemlich lange auf den Keks gegangen war. Da werden junge Dinger mit ihren Erstlingen gehypt, in sämtlichen Medien als neue Talente abgefeiert. Da stehen mittelmäßige Autoren, nur weil sie sich außerliterarisch gekonnt inszenieren, im Mittelpunkt der Medien. Oft genügen da schon rote Kappen, oder besoffene Geschichten. Ich sag ja immer, es muss um Literatur gehen, damit es um Literatur gehen kann. Gehör ich überhaupt zu diesem Betrieb, bin ich einer aus dieser Literaturszene? Oder anders gefragt: Will ich das überhaupt? Ich glaub, ich will es sein lassen. Nein, ich bin mir sicher. Ich denke, ich werde mich rausnehmen. Und wie ich mir es denke, wird mir bewusst, ich hatte nie das Selbstverständnis, ich hab mich nie als Schriftsteller gefühlt. Ich weiß nicht, ob es das gibt, aber ich war über diesen Gedanken zugleich erschrocken, aber auch irgendwie zufrieden. Ja, mir ging es immer ums Schreiben. Und nie darum, Schriftsteller zu sein.

Nun lag ich wach. Es war kurz nach ein Uhr früh. Ich griff zur Fernbedienung. Zappte mich wahllos durch die Programme. Auf ServusTV blieb ich hängen. Und kam gerade recht, um noch den Titel des Films mitzubekommen: „Die fabelhaften Baker Boys“. Mit dem Schlaf war's vorbei. Ich blieb dran an Jacks künstlerischer Krise, dem Wickel mit seinem Managerbruder und der zarten Annäherung an Susie, die Sängerin und

Dritte in ihrer Formation. Michelle Pfeiffer hätte in Wirklichkeit fast den Oscar für diese Rolle bekommen. Im Film stinkt sie nach dem Ausstieg als Werbetussy allerdings ab. Auch für Jeff Bridges, den Jack der Baker Boys gab's keinen Oscar. Erst viel später, nachdem er auch schon mit einigen Goldenen Himbeeren bedacht worden war, kam der Oscar-Segen für „Crazy Heart“ über ihn. So kann's gehen. Ich hab das am nächsten Morgen, nachdem ich dann doch noch ein wenig Schlaf abbekommen hatte, im Netz recherchiert. Keine Ahnung, was mich dazu trieb. Aber der Film passte zu meiner miesen Stimmung. Die schlechten Zähne von Jacks Hund. Das Nachbarsmädchen, das immer über die Feuertreppe bei ihm durchs Fenster einsteigt, um ihn zu besuchen, um zu reden und ihr „Jingle Bells“ zu üben, wenn ihre Mutter grad wieder Herrenbesuch hat. Die vergammelten Clubs, in denen die Baker Boys anfangs auftreten. Das konnte einen wie mich schon ziemlich runterziehen.

Das soll jetzt keine Abrechnung oder so werden. Keine Sorge. Ich will nur überlegen, wieso ich mich, der ich über 40 Jahre mitten im Literaturbetrieb stecke, plötzlich nicht wirklich als Schriftsteller fühle. Das ist ja schon seltsam irgendwie. Aber vielleicht liegt es daran, dass es mir – ich sagte es bereits – immer nur ums Schreiben ging. Und nicht darum, Schriftsteller zu sein.

Langsam gewöhnten wir uns aneinander, der Tag und ich. Ich saß bei meinem Nachmittagstee. Und mir fiel ein, dass das eine gute Zeit zum Nachdenken wäre. Dazu muss ich sagen, dass ich meine Gedanken immer sehr langsam entwickle. Ich nehme mir dafür immer viel Zeit. Zeit, die mir dann für eine eventuelle Ausführung der Gedanken, oder gar zu deren Niederschrift fehlt. Und so bleibt es meist schließlich beim Nach-

denken. Ich schlug gedankenverloren ein Buch auf, irgendeines, schließlich lagen da Dutzende auf meinem Tisch herum, gelesene, ungelesene, sah die Buchstaben. Betrachtete wie gebannt all die As, die Bs, die Cs. Und nur sie, die Buchstaben. Erfasste keine Wörter, keine Sätze, keinen Sinn. Sah nur die einzelnen Buchstaben. Und schon war da wieder ein Gedanke. Die Reihenfolge im ABC, wer hat die erfunden? Irgendwer muss ja festgelegt haben, dass das B nach dem A kommt, das C nach dem B. Undsoweiter. Noch nie war ein Undsoweiter so undsoweiterhaft. Bei so viel Undsoweitergedanken war mir plötzlich nach lungern. Ich finde, undsoweiter und lungern, die beiden passen gut zueinander. Zum Lungern musste ich aufstehen. Ich stellte mich also in die Tür zum Vorzimmer, lehnte mich an den Türrahmen. So lungerte ich eine Weile herum. Und hatte so ausreichend Zeit, jetzt auch darüber nachzudenken, warum man zum Lungern ausgerechnet lungern sagt. Klingt so nach Lunge und so. Aber davon kann's ja nicht kommen. Was hätte lungern denn mit atmen und so zu tun? Man atmet ja immer. Und nicht nur beim Lungern.

Ich wusste, wollte ich irgendwo einen Anfang für mein Schreiben festmachen, musste ich zurück in meine Schulzeit. Wobei den *einen* Anfang, den gibt es nicht. Es gab wahrscheinlich viele Anfänge. Einer davon hieß Gerlinde. Ich verbrachte meine Ferien immer auf dem Bauernhof meiner Tante Aloisia in Merkengersch. Auf dem Hof war schon meine Mutter geboren worden und aufgewachsen, auch ich erblickte da das Kerzenlicht der Welt. Gerlinde war die Tochter des Nachbarn, eines gewissen Bauer, der kein Bauer war, sondern nur so hieß und die Mühle und das Sägewerk betrieb. Früher, als mein Großvater noch lebte, hatte das alles noch zu einem einzigen Anwesen gehört: Mühle, Sägewerk und

Bauernhof. Großvater war ein angesehener Mann, die Zach-Mühle noch lange nach seinem Tod 1939 ein Begriff. Mühle und Sägewerk wurden verkauft. Und nur der Bauernhof verblieb im Besitz der Familie Zach. Tante Aloisia übernahm ihn und bewirtschaftete ihn bis zu ihrem Tod 1985. Großmutter überlebte Großvater um 31 Jahre. Und lebte bis zu ihrem Tod 1970 quasi im Ausgedinge auf Aloisias Hof, besorgte den Haushalt, bestellte den Gemüsegarten *hintaus* und war zuständig für die Fütterung sowie Schlachtung von Hühnern. Sie war die Einzige, die immer an meinen Namenstag am 18. Juli dachte und mir heimlich ein wenig Geld zusteckte.

Wie gesagt: Damals in den 60er- und 70er-Jahren waren Mühle und Sägewerk im Besitz von Herrn Bauer. Er lebte mit einer Frau in seiner Mühle. Verheiratet, nicht verheiratet, ich weiß es nicht mehr. Und es gab da – wie gesagt – dieses junge fesche Mädchen namens Gerlinde, Herrn Bauers Tochter, oder Stieftochter. Gerlinde war meine erste große Liebe. Ich 16. Sie? Hmmm. Auch 16(?), vielleicht schon 17. Als die Ferien zu Ende waren, schrieben wir Briefe. Und soweit ich mich erinnere, verfasste ich da schon mal das eine oder andere Gedicht, das ich für Gerlinde schrieb. Die Anfangszeilen von so einem romantischen Machwerk hab ich heute noch im Kopf: „ansah ich die blumen in deinen händen/ und ruhte sinnend an morgen vollendeten beet“. Erst unlängst erreichte mich nach einer Lesung in der Gesellschaft für Literatur die Mail einer ZuhörerIn. Sie wollte wissen, wie ich zur Lyrik gekommen war. Ich schrieb: „wie ich zur lyrik kam? sie kam zu mir. erst in form von experimenten. ich spielte mit der sprache, indem ich romantisches gestammel zertrümmerte. mit 17 lernte ich die arbeiten von claus bremer, eugen gomringer etc

kennen: konkrete poesie. aha, dachte ich: ich schrieb also konkrete poesie. mit 18 dann erste veröffentli- chungen in neue wege und neue texte. und bis heute sinds von den über 35 einzelveröffentlichungen über 15 gedichtbände mit über 800 gedichten. dann mit 25 erkor ich enzensbergers legendäre sammlung MUSEUM DER MODERNEN POESIE zu meinem brevier. beson- ders 1 gedicht wurde für mich zum initialzündler für meine weitere gedichtproduktion. es stammt von william carlos williams und geht so: *Junge Frau am Fenster* ,Sie sitzt mit/Tränen auf//der Wange/der Wange auf// der Hand/dem Kind//auf dem Schoß//seine Nase//gedrückt/ ans Glas‘ ich hab’s extra rausgesucht. in enzersbergers museum fand ich auch noch majakowski. der russische futurismus eine völlig neue, faszinierende und span- nende welt. über ihn kam ich zu chlebnikov. und seit- dem weiß ich, dass immer noch mehr geht, als man sich selbst je zutraut. wie sagte doch rosendorfer so tref- fend(?!): wer nicht jandelt zur rechten zeit, der muss rilken, das was überbleibt. (nichts gegen rilke, den verehr ich natürlich auch!!!) so sind für mich gedichte immer wieder aufs neue eine herausforderung.“

Ich hatte eine Spielwiese damals mit 16/17 für mich entdeckt. Ich experimentierte. Ich experimentierte mit Sprache. Meine ersten Gedichte würde ich heute als visuelle Nonsens-Gedichte bezeichnen. Bald entdeckte ich die Mundart. Auch Prosa entstand. Kurze Texte, mehr surreal als real. Dies auch die Zeit, in der ich gerne Ausflüge in die City unternahm. Ich besuchte Ausstel- lungen, klapperte Philatelie-Geschäfte ab, starrte in die Auslagen mit den bunten gezähnten und ungezähnten Bildchen, ohne je etwas zu kaufen. Eines Tages ver- schlug es mich in eine Buchhandlung. In eine ganz spezielle. In die Buchhandlung Brigitte Hermann in der

Grünangergasse, gleich neben der Galerie nächst St. Stephan. Eine außergewöhnliche Buchhandlung, etwas chaotisch, unorthodox, heute würde man wahrscheinlich alternativ dazu sagen. Ich ging danach öfter hin, suchte nach Schätzen, stöberte in Zeitschriften, die es sonst in keiner anderen Buchhandlung gab. So entdeckte ich Heimrad Bäckers *neue texte*. Meine Verwunderung, als ich in den Heften blätterte und sah, dass es dafür, was ich da auf meiner Spielwiese so trieb, einen Namen gab: *Konkrete Poesie*. Ich schickte ein paar meiner konkreten Texte an Heimrad Bäcker. Und bekam 14 Tage später die Zusage, dass er schon im nächsten Heft etwas von mir abdrucken wolle. Im April 1970 (1 Jahr vor der Matura) erschienen dann im Heft 4 der *neuen texte* meine „spiegelbilder“. Es war zwar nicht meine erste Veröffentlichung (im Jänner davor veröffentlichten die *neuen wege*, die Zeitschrift des Theaters der Jugend, schon zwei meiner Gedichte), aber eine mit Folgen. Davon später. Denn noch ging ich ja zur Schule. Im Herbst 1969 hatte ich die Gründung einer Schülerzeitung initiiert. Wir nannten sie *worte*. Unsere Deutschprofessorin, Frau Dr. Meier, übernahm die Herausgeberschaft, ließ uns aber nach Belieben gewähren. Auch setzte ich eine Neigungsgruppe Literatur durch. Ich weiß noch, ich hielt Vorträge über neue Literatur, schrieb zum Beispiel Ernst Jandl an, der mir einen Artikel zu und über sein Gedicht „die zeit vergeht“ überließ. Ich selber verfasste – vielleicht durch Jandl angeregt – ebenfalls literaturtheoretische Artikel. Etwa über „Voluntaristische Grundzüge im Werk Arno Schmidts“ (veröffentlicht im Heft 254 der *neuen wege*, Jänner 1972). Ein Schulkamerad, Herbert Balluch, hatte mir den „Bargfelder Heidedichter“ anempfohlen gehabt und mir „Das steinerne Herz“ geborgt. Ich war

fasziniert. Ich war so fasziniert von Schmidts Etym-Theorie, von dieser anderen, mehrdeutigen Art des Versprachlichens, dass ich meine Deutsch-Maturaarbeit im Stil von Arno Schmidt schrieb. *Sehr gut* oder *Nicht genügend* war die Frage. Mein Aufsatz (das Thema kann ich nicht mehr erinnern) ging an den Stadtschulrat. Und der entschied zu meinem Glück auf *Sehr gut*.

Heute wunder ich mich, woher ich all die Zeit und Energie nahm. Nicht nur dass ich schrieb – ich habe erst unlängst einen Kurzprosa-Zyklus mit dem Titel „17“ ausgegraben, 17 Texte, die alle Titel von Sternen tragen –, nein, ich spielte auch Handball, betrieb Leichtathletik und musste zum Leidwesen meines Musiklehrers in der Schule (die Kundmanngasse war ein musikalisches Gymnasium und der Instrumenten-Unterricht Pflichtfach) die Gitarre zupfen. Fast jeden Wochentag stand irgendein Training am Programm, meist auf der Marswiese draußen in Neuwaldegg, eine Gitarrestunde in der Kundmanngasse, oder eine Nachmittagsturnstunde am ehemaligen WAC-Platz. Und am Wochenende gab's Leichtathletik-Meetings oder Handball-Meisterschaftsspiele (damals auch noch am Feld).

Zur Leichtathletik kam ich, weil ich als Jungscharbub 1966 bei der Bubenolympiade (so steht's auf der Medaille) Gold und Silber gewann. Und dem UKJ-Trainer und späteren Verbandstrainer des ÖLV, Hubert Hein, aufgefallen war, der meinte, mein „Talent“ fördern zu müssen. Er wollte mich zum Zehnkämpfer ausbilden. Ich war allerdings nicht sonderlich erfolgreich. Während bei den österreichischen Jugendmeisterschaften die Werthners und Zeilbauers die Titel abräumten, krebste ich so um die Plätze 15 – 20 herum. Immerhin kam ich so zu Trainingslagern, bei denen wir gemeinsam etwa mit Sykora, Gusenbauer, Prokop und

Janko auf denselben Anlagen schwitzten. Als Handballer lief's schon besser. Mit der Schülersauswahl der Kundmannngasse und mir als Mannschaftsführer gewannen wir sogar die Wiener Schulmeisterschaft. Beim Bundeswettbewerb in Eisenstadt reichte es dann aber nur zum kleinen Finale und letztlich zu Platz vier.

Ich komme mit meiner „Schreiblust“, dies der vorläufige Arbeitstitel zu dieser Biografie, bis dato ziemlich gut voran. Das Formulieren und Sätzeschmieden geht leicht von der Hand. Nur die Suche nach den Belegen von damals hält auf. Ich habe immer nur eine Ahnung, wo ungefähr ich welches Heft, welche Zeitschrift in welchem Regal, in welchem Ordner finden kann. Und dann halte ich mich natürlich auf, indem ich lange in den Druckwerken blättere. In der Schülerzeitschrift hat etwa ein gewisser Marek Spiegel Filmkritiken geschrieben. Jener Spiegel, der viel später unter Markus Spiegel Falco managen sollte. Oder hier: In den *neuen wegen* treffe ich auf alte Bekannte wie Gewalt Brandl und Manfred Chobot, die zu langjährigen Weggefährten werden sollten. Beziehungsweise stoße ich auf prominente Namen wie Christine Busta und Gerald Bisinger. Ich lese und versinke immer wieder in alten Zeiten. Die alten Hefte riechen nach Staub und Altpapier.

Heute ist der 13. September 2017. Es ist der Tag der Kopfschmerzen, wie ich aus dem Frühstückfernsehen erfahre. Ich nehme meinen Laptop. Mir ist nach Kaffeehaus. Das Weimar hat einen neuen Besitzer. Ich finde einen Fensterplatz, vis-à-vis das WUK. Ich klappe meinen Laptop auf, lese das bisher Geschriebene. Und klappe den Laptop wieder zu. Es ist immer Dasselbe. Mir fällt in fremder Umgebung nichts ein. Ich brauche zum Schreiben meinen Schreibplatz, den großen Tisch mit all meinen Notizen, die ich ringsum ausgebreitet habe, und

den Skizzen, die ich auf einer Wäscheleine über dem Mac mit Wäschekluppen aufreibe. Ich bestelle ein Tonic, obwohl ich weiß, dass ich schon manchmal Kopfweh davon bekommen habe. Im Lokal nur Männer. Und ein Hund. Alle lesen sie in Zeitungen. Nur der Hund natürlich nicht. Ich gehe auf die Toilette. Das gleiche Bild, als ich zurückkomme. Der Kellner hat das Tonic in meiner Abwesenheit serviert. Ich nehme einen tüchtigen Schluck Kopfschmerzen. Noch spüre ich nichts.

Vieles aus der Anfangszeit meines Schreibens erinnere ich nicht mehr. Oder nur vage. So weiß ich nicht mehr, wie ich zur Gruppe um Gotthard Fellerer kam. Dumpf kann ich mich an die Treffen im Café Rüdigerhof erinnern. Bei diesen Treffen begegnete ich erstmals Peter Henisch und Helmut Zenker. Fellerer gab eine Zeitschrift heraus, die er – weiß Gott warum – 707 nannte. Im Heft #3 findet sich neben einem meiner Lautgedichte mein Artikel über Kinetische Poesie, ein Aufsatz zu meinen Rotationsgedichten. Mit Letraset gestaltete ich auf LP-großen Scheiben Wortkonstellationen, die im Drehmoment – wenn man sie auf einem Plattenspieler zum Rotieren brachte – eine zusätzliche semantische Bedeutung bekamen. Mit Friedl Wolaskowitz, einem Schulkameraden aus der Maturaklasse, hielten wir einige dieser Arbeiten auf einem Super-8-Film fest. Wieder dieser Geruch nach Staub und Altpapier. Unter einem Stapel alter *PODIUM*-Hefte finde ich die kleinen gelben Filmrollen und das 707-Heft. Ich blätter andächtig darin, lese die Namen Vintilă Ivăncescu, Peter Henisch, Hans Haid, Meina Schellander, E. A. Richter, Marie-Thérèse Kerschbaumer und denke mir: „Jaja, wir haben alle mal klein angefangen ...“

Jetzt wird mir auch einiges klar. Ich hab mich immer gewundert, wie es mein „objekt landzunge“ in das

PODIUM-Heft #1 schaffte. Ich sehe im Impressum nach: Alfred Gesswein und Alois Vogel sind darin, wie nicht anders zu erwarten, als Redakteure genannt. Und (?)! Und ein gewisser Gotthard Fellerer. Natürlich. Klar doch. So lief das. Und so – über diese Connection – muss ich dann auch Mitte der 70er-Jahre mit Vintilă Ivăncescu bekannt geworden sein. Davon aber später. Alles zu seiner Zeit ...

Zurück in die Schule. Zurück in die Kundmann-gasse. So wie ich eher zufällig denn geplant in die Lite-raturszene geriet, so landete ich auch zufällig in der Kundmann-gasse. Und kam dann durch einen weiteren „Zufall“ zur Matura. Zufall #1: Nach der Volksschule in der Erdbergstraße wurde ich in die Hauptschule in die Hagenmüllergasse versetzt. Am zweiten Tag kam der Direktor in Begleitung seines Kollegen von der Hauptschule Kundmann-gasse. In der Kundmann-gasse seien zu wenig Schüler. Zwei Schüler sollten wechseln und in die Kundmann-gasse übersiedeln. Kriterien waren die Wohnnähe und ein gutes Volksschulzeugnis. Die Wahl fiel auf mich. Zufall #2: In der Zeit wurde das 9. Schuljahr eingeführt. Das bedeutete: ein neuntes Jahr im polytechnischen Lehrgang, wie das damals hieß. Aber es gab eine Alternative. Man konnte – quasi kund-mann-gassenhausintern – in die 5. Klasse Gymnasium der damaligen Lehrerbildungsanstalt aufsteigen, voraus-gesetzt man schloss die Hauptschule mit Vorzug ab. Da es in meinen Zeugnissen immer nur *Sebrguts* gab, saß ich plötzlich in der 5a des musisch-pädagogischen Realgymnasiums. Ich musste zwar einiges nachholen (Latein!), aber ich schaffte die Klasse relativ locker. Bald war ich auch im Gymnasium einer der Besten. Schon damals wurde am Bildungssystem viel herumgedoktert. Wir maturierten erst in der Neunten. Nach uns brauchte

es übrigens nur noch acht Schuljahre. Die Klasse unter uns maturierte also im selben Jahr wie wir. So hatte plötzlich der Sohn einer Hausbesorgerin und eines Eisenbahners im Februar 1971 die Matura. Den Zufällen, den Schulreformen und Kreisky sei Dank.

Vom Musikzimmer in der Kundmanngasse sah man auf ein eigenwilliges, ockerfarbenes Haus, das mich vom ersten Moment an faszinierte. Bald fand ich heraus, dass ein gewisser Ludwig Wittgenstein es geplant hatte. Jener Wittgenstein, der nach seinem Maturaabschluss in Linz am 7.7.1920 die Lehrerberechtigungsprüfung in der Kundmanngasse ablegte. Wittgenstein sah damals noch auf eine Gärtnerei, wo jetzt das Wittgensteinhaus steht. Sein Tractatus wurde nach Enzensbergers „Museum der modernen Poesie“ mein neues Brevier. Unter Einfluss dieser Lektüre schrieb ich meinen Wittgensteintext mit dem Titel „O. T.“ (ohne Titel), der lange „abliegen“ musste, ehe ich ihn 25 Jahre später in einer Anthologie der edition NN oslip 1995 veröffentlichte. Die Anthologie war übrigens ebenfalls mit „o. T.“ betitelt, allerdings mit der Bedeutung *ohne Ton*, und beinhaltete Beiträge u. a. von Chris Bezzel, Christine Huber, Franzobel und Christian Steinbacher.

Heute treffe ich Gabriele Kögl. Mit ihr verabrede ich mich gerne zu einem Plausch, weil sie vieles über „die Szene“ weiß. Sie veröffentlicht bei Wallstein. Und wir ticken, was das Schreiben betrifft, so ziemlich auf derselben Wellenlänge. Sie wurde 2015 zur Alsergrunder Bezirksschreiberin – ein Stipendium, das ich zu meinen aktiven Bezirksratszeiten (2005 – 2015) initiiert hatte, gekürt. So lernten wir uns kennen. Wir sitzen am Bauernfeldplatz, im Schanigarten des 1090. Natürlich erzähle ich ihr brühwarm, dass ich mich nicht mehr als Schriftsteller sehe. Dass es mir nur noch ums Schreiben

gehe, nicht darum, Schriftsteller zu sein. Dass es einem einzig ums Schreiben gehen müsse, und nicht darum, Schriftsteller sein zu wollen, nähme man sich selber und sein Schreiben ernst. Ich muss das offenbar gegenüber vielen anderen immer wieder formulieren, um mir selber diesen Schritt, diesen Entschluss plausibel zu machen. Um das, was ich mir da vorgenommen habe, selbst zu glauben. Das Schreiben, also auch diese Zeilen, gehe mir, seitdem ich mich vom Literaturbetrieb losgesagt hätte, jetzt auch lockerer und mit viel mehr Spaß von der Hand. Gabriele ist über meinen neuen „Status“ als Ex-Schriftsteller nicht sonderlich erstaunt. Ihr Mund verbreitert sich zu einem schnellen Lächeln, so als hätte der Mechanismus, der ihn sonst zusammenhält, versagt. Ich glaube, sie meint, ohne es auszusprechen, das würde sich wieder legen, à la „so wie ich dich kenne“. Natürlich mache es einen Unterschied. Ich halte mich an Fakten, Namen. Ich grabe in alten Unterlagen nach Belegen. Ich muss nichts erfinden. Die Episoden, die Erinnerungen kommen ganz automatisch. Eins kommt zum anderen. Das Nächste ergibt sich aus dem Vorigen. Aber wie ich es jetzt hier schreibe, muss ich mir eingestehen, es geht mir etwas ab, wenn ich meinen Figuren nichts andichten kann. Mir fällt Djuna Barnes ein, die sagte: „Wie sehr einem das Leben erst gehört, wenn man es erfunden hat.“ Ich habe ihr Zitat zum Motto meiner Workshops gemacht.

Gabriele erzählt, sie sei die nächsten 3 Wochen in Berlin in der Literar-Mechana-Wohnung. Sie wolle viel ins Theater, durch die Kieze flanieren, schreiben. Wallstein habe übrigens ihr jüngst abgeschlossenes Romanprojekt abgelehnt. Sie sagt das so, als hätte sie jetzt alle anstehenden Aufgaben erledigt. Keine Spur von Enttäuschung. Oder gar Gejammer. Cool. Ich bin froh, da

bleiben zu können, wo ich bin. Weiter an diesem Text schreiben zu können. Ich gehe auf die Toilette, muss einen Stock höher. Auf der Stiege stolpere ich, falle beinahe auf die Nase. Ich hätte mal wieder mein welches Bein verfluchen können, tue es aber zu meiner eigenen Überraschung nicht. In Gedanken schreib ich schon an dieser Passage.

Im Sommer habe ich Karl Ove Knausgårds sechsten Band seiner „Min Kamp“-Biografie gelesen. Damit habe ich den ganzen Knausgård, also über 5.000 Seiten, durch. Und war am Ende, obwohl ich mich bis dahin für knausgårdstüchtig gehalten hatte, ein wenig enttäuscht. Nein, eher irritiert. Besonders der Schluss, „... und auf dem ganzen Weg werde ich den Gedanken genießen, (nachdem er sein Romanprojekt abgeschlossen hat, den letzten Satz in den Laptop geklopft hat) dass ich kein Schriftsteller mehr bin.“, gab mir zu denken. Da schreibt einer sein ganzes Leben haarkleingenu in einem Mammutunternehmen auf, kämpft darum, als Schriftsteller anerkannt zu werden, um nach Beendigung des Projektes, genau gesagt auf Seite 1269 von „Kämpfen“ (warum sind eigentlich, nur so nebenbei, letzte Seiten nicht paginiert?) zu verkünden, dass er kein Schriftsteller mehr ist.

Die Rede kommt auch auf Joachim Lottmann. Auch einer, der ungeniert nicht nur die Dinge, sondern auch die Personen beim Namen nennt. Sein „Hundert Tage Alkohol“ habe ich letzte Woche gelesen. Zum zweiten Mal, wie ich Gabriele erzähle. Zwei Damen haben es Lottmann auf seinem Wien-Trip angetan: Ela Angerer und Lydia Mischkulnig, die er in dem Buch auch gerne *die Misch* nennt. Mich würde interessieren, hat er die beiden vorab um ihr Einverständnis gebeten? Hat er ihnen vor Drucklegung das Skript geschickt? Ich kenne

Lydia von einer Veranstaltung, die ich hier im Neunten organisiere. Ich werde sie anrufen, werde sie fragen. Lottmann logierte in der ehemaligen Wohnung von Ernst Jandl, einer Wohnung der Literar Mechana nahe dem Stephansplatz. Lottmann schreibt, dass er sich in den mit Jandls Erinnerungsstücken vollgestellten Räumlichkeiten äußerst unwohl gefühlt habe. Und lässt auch an dem Dichter Jandl kein gutes Haar. Die „negative Mentalität“ seines „Trinkerzynismus“ findet er „unverzeihlich dumm“. (Seite 112) Das grenzt an Bashing. Das ist Bashing. Wie konnte das so gedruckt werden?

Eine Frage, vor der ich nun ebenfalls stehe. Ich habe ja bisher auch schon einige Namen genannt, jedoch, wie ich meine, in keinem Zusammenhang, der an der Ehre der Genannten gerührt hätte. Was aber, wenn ich davon erzähle, wie ich aus der Grünen Bezirksgruppe hinausgemobbt wurde? Langsam gefällt mir dieses mein Unternehmen, ich werde aus dem Arbeitstitel „Schreiblust“ vielleicht besser „Meine Schreiblust und ich“ machen. Und dazu den Untertitel: „Oder: Wer möchte schon Schriftsteller sein?“

Gabriele und ich verabschieden uns. Jetzt erst merke ich, sie hat etliche Papiertragtaschen dabei, kommt direkt vom Shoppen. Ihre Tochter habe Geburtstag, erklärt sie noch rasch im Gehen.

Am Nachhauseweg überleg ich, nein, ich weiß nicht wirklich viel über Gabrieles Privatleben. Ja, dass sie verheiratet ist. Dass sie eine Tochter hat. Und? Vielleicht hat sie mir ja auch schon mal erzählt, ob sie das erste oder zum zweiten Mal verheiratet ist, und ich hab es mir schlicht und einfach nicht gemerkt. Ich glaube, Gabriele ist eine gute Mutter. Obwohl ihre Tochter Gabrieles Bücher nicht liest. Das kenn ich von meiner Tochter. Zu peinlich, man könnte ja etwas entdecken,

was kompromittierend sei. Ich kann es nicht wirklich verstehen, aber ... naja. Zu Hause sind es die drei violetten Vokabelhefte, die mir als Erstes in die Hände fallen, als ich den Laptop einschalte und mich ans Schreiben mache. Es sind die Aufzeichnungen meiner Mutter. Ein Heft beinhaltet Daten aus meinem Leben. Krankheiten, Impfungen, Heirat, Scheidung, eine Größen- und Gewichtstabelle. So erfahre ich, dass ich mit zehn Jahren ein Meter dreiundvierzig groß war und 37 Kilo wog. Und erst 1971 meine volle Größe von ein Meter achtzig bei einem Gewicht von 73 Kilo erreichte. Gemessen übrigens bei der Musterung am 19. Februar im Heeresspital. Das Heft enthält auch eine Art Stammbaum, Geburts- und Sterbedaten meiner engsten Anverwandten. Das zweite Heft hab ich mir nach Papas Tod 2001 angeeignet. Anders kann ich das nicht sagen. Denn die Stief rückte so gut wie nichts aus seinem Nachlass heraus. Zweidrei Krawatten konnte ich noch heimlich abzweigen. Aber das war's dann auch schon. In dem zweiten Heft führte Mutter Buch über Vater und meine Schwester. Operationen, „falsche Zähne“, was sie kosteten, wer wann Brillen bekam, alles war da feinsäuberlich festgehalten. Das dritte Heft ist eine Art Urlaubschronik. Notizen zum Wetter, zum Quartier und natürlich wieder alle Kosten wurden darin unter der Überschrift Urlaub in Hinterstoder, Urlaub in Mönichwald oder Urlaub in Gosau vermerkt. Mutter war immer meine wichtigste Bezugsperson. Mein Lebensmensch, wenn man so will. Und wenn man diesen Ausdruck überhaupt mag.

Ich seh sie vor mir. Wie sie die Lade des Küchentisches öffnet. Und Bares in Schächtelchen und Schatullen verteilt. Da 30 Schilling für Donauland. Da 200 für Strom. Da eine Reserve von 100 Schilling für meine

Schulschachtel. Wenn ich vom Unterricht nach Hause kam und Mutter am Herd stand, das Mittagessen zubereitete, war Sprechstunde angesagt. Dann berichtete ich vom Deutsch-Unterricht, philosophierte über Gott und meine Welt, und ab und zu las ich ihr auch einen meiner neuen Texte vor. Sie hörte geduldig und wie mir schien auch aufmerksam zu, sagte aber nie etwas. Außer einmal, da meinte sie: „Wann wirst du mal was schreiben, was ich auch versteh ...“ Daran musste ich Jahre später denken, als ich Canettis „Komödie der Eitelkeit“ in der Burg sah. Und ich in einem Interview las, dass Canettis Mutter in den frühen Schriftstellerjahren ihres Sohnes sinngemäß meinte: Erst wenn deine Stücke an der Burg gespielt werden, dann glaub ich, dass du ein Schriftsteller bist. Meine Mutter überraschte mich Weihnachten 1970 mit einer Anthologie, in der auf einer Seite zwei Texte von mir abgedruckt worden waren. Wobei: abgedruckt stimmt nicht. Denn der dicke Wälzer war hektografiert, außen stand „Junge Poesie 3“ und „MANUSKRIPTE“. Innen: „INFO VERLAG KARLSRUHE“. Herausgeber ein gewisser Klaus E. R. Lindemann. Keine Ahnung, wie meine Mutter das ausfindig gemacht und hinbekommen hatte. Wahrscheinlich so eine Selbstzahler-Abzocke. Aber irgendwie lieb gemeint, natürlich. Heimlich war sie wohl doch ein wenig stolz auf mich und meine Schreiberei. Jetzt, wie die Anthologie ganz in Weiß vor mir liegt und ich Lindemann lese, fällt mir Loriots Lindemann ein. Der mit dem Lottogewinn, der Boutique und dem Papstbesuch und so. Literatur als Lotterie?

Das mit dem Lottmann und der namentlichen Nennung von realen Personen lässt mir keine Ruhe. Ich überlege, lasse es 11 Uhr werden. Lasse es 12 werden. Ich schiebe den Anruf bei Lydia Mischkulnig hinaus.